

REBECCA GABLÉ



GEUFELS
KRONE

Weltbild

Teufelskrone

Rebecca Gablé

Teufelskrone

Ein Waringham-Roman



Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Str. 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2019 by Rebecca Gablé
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Innenillustrationen, Stammbaum und Vorsatzkarten: Jürgen Speh, Deckenpfronn
Umschlaggestaltung: bürosüd° München
Umschlagmotiv: AKG-Images (© WHA / World History Archieve); bürosüd°
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-520-8

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für
meinen Vater Wolfgang Krane
in liebevoller Erinnerung

*Sterben, das heißt freilich die Zeit verlieren und aus ihr fahren,
aber es heißt dafür Ewigkeit gewinnen und Allgegenwart,
also erst recht das Leben.*

Thomas Mann

Zur Aussprache der Namen

Bevor ich mit diesem Roman begann, las ich zur Einstimmung auf die Epoche wieder einmal Chrétien de Troyes' wundervollen Versroman *Yvain*, der im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts entstand. Und irgendwie geschah es, dass mein Romanheld den Namen des »Löwenritters« bekam. Die englische Aussprache dieses Namens reimt sich auf »Elaine« oder »Domain«, mit der Betonung auf der zweiten Silbe. (Ein deutsches Reimwort konnte ich leider nicht finden.) Die französische Aussprache ist so ähnlich, aber mit der Betonung auf der ersten Silbe und einem Nasallaut am Ende, also ungefähr so, als hätten Sie einen Schnupfen.

Dieser Roman spielt während der linguistisch verwirrenden Epoche, als nur die bäuerliche Unterschicht in England Englisch sprach, die adlige Oberschicht jedoch Französisch. Deswegen müssten wir uns die Namen der Könige und ihrer Höflinge eigentlich in französischer Aussprache denken, aber als emanzipierte Leserinnen und Leser dürfen wir das halten, wie wir wollen. Das »Æ« in den angelsächsischen Namen entspricht dem deutschen »Ä«.

Dramatis Personae

Es folgt eine Aufstellung der wichtigsten Figuren, wobei die historischen Personen mit einem * gekennzeichnet sind.

Waringham

Yvain of Waringham

Jocelyn, Earl of Waringham, sein Vater

Maud de l'Aigle of Pevensey, seine Mutter

Guillaume of Waringham, sein Bruder

Cecily of Waringham, seine missratene Schwester

Adelisa of Waringham, seine ewig abwesende Schwester

Amabel of Hetfield, Lord Jocelyns Mündel

Plantagenet

Richard »Löwenherz«*, König von England

John »Ohneland«*, König von England

Aliénor von Aquitanien*, Königin von England und vieles mehr, ihre Mutter

Isabella d'Angoulême*, Johns Gemahlin

Henry*, Richard*, Joan*, Isabella* und Eleanor*, die Prinzen und Prinzessinnen

Joan*, Johns uneheliche Tochter

William »Longsword«*, Earl of Salisbury, ein unehelicher Bruder der beiden Könige

Arthur*, Herzog der Bretagne, ein Neffe der beiden Könige

Constance de Bretagne*, seine Mutter

Eleanor*, seine Schwester

Hof und Adel

Guillaume de Braose*, ein mächtiger Adliger und treuer Anhänger König
Johns

Maud de Braose*, seine allseits gefürchtete Gemahlin

William de Braose*, ihr Sohn, Ritter in König Johns Haushalt, Yvains
bester Freund

Justin de Béthune, Adam de la Pomeroy und Baldwin Beaumont, ebenfalls
junge Ritter in Johns Gefolge, genau wie

Pentecôte FitzHugh, Yvains erbitterter Feind

Fulk de Cantilupe*, König Johns treuer Ritter

Hubert de Burgh*, König Johns Justiciar, Chamberlain und vertrauter
Freund

William Marshal*, Earl of Pembroke, der mächtigste Adlige in England
und eine Legende

Mercadier*, Söldner, König Richards Lieblingsschlächter

Brandin*, Söldner, König Johns Lieblingsschlächter

Roger Bigod*, Earl of Norfolk, Mitinitiator der Magna Charta

Hugh Bigod*, sein ältester Sohn, ebenfalls Mitinitiator der Magna Charta

Thomas Bigod*, noch ein Sohn, Yvains Knappe und Freund

Hugo de Lusignan*, ein mächtiger aquitanischer Adliger

Beatriz de Lagrave, Königin Isabellas Vertraute

Robert FitzWalter*, Verschwörer, Rebellenführer und Mitinitiator der
Magna Charta

Terric »der Teutone«, Königin Isabellas Leibwächter

Kirchenmänner

Geoffrey FitzStephen*, Meister der Templer in England

Hubert Walter*, Erzbischof von Canterbury

Stephen Langton*, Erzbischof von Canterbury, sein Nachfolger

John de Gray*, König Johns Vertrauter, Bischof von Norwich und beinah
Erzbischof von Canterbury

Prolog

Erdberg, Dezember 1192

»Wir haben die Schlacht von Arsur überlebt, wir werden auch dies hier überstehen«, sagte Richard grimmig. Todesmutig führte er den Rührlöffel an die Lippen und kostete den zähflüssigen Brei, dessen schlammige Farbe und Beschaffenheit nichts Gutes verhiessen. Mit einem gedämpften Protestlaut ließ er den Rest vom Löffel zurück in den Kessel tropfen und rührte in der blubbernden Masse. »Allmächtiger ... Das ist *wirklich* schauderhaft.«

Einer der beiden abgerissenen Pilger, die mit ihm am qualmenden Herdfeuer standen, verschränkte die Arme und seufzte. »Sagtest du nicht kürzlich, du wüsstest zu gerne einmal, was er *nicht* kann, Guillaume? Ich schätze, wir sind im Begriff, es herauszufinden.«

Guillaume grinste abwesend und sah zum Dachstuhl hinauf, dessen geschwärzte Balken vernehmlich knarrten, weil der eisige Dezemberwind durch die Strohschindeln pfiß. »Wetter hin oder her, wir sollten aufbrechen«, riet er leise, aber eindringlich. »Wir sind schon zu lange hier.«

»Oh, jetzt mach dir nicht ins Hemd«, entgegnete sein Gefährte unbekümmert. »Morgen Abend sind wir in Mähren, und dann hat der ganze Spuk ein Ende.«

»Bis morgen Abend kann noch viel passieren, Maurice. Außerdem sind es mindestens fünfzig Meilen bis zur Grenze, und der Schnee liegt jetzt schon eine Elle hoch. Also ...«

»Du hast ja recht«, unterbrach Richard ihn beschwichtigend. »Aber wenn wir jetzt aufbrechen, kommen wir nirgendwohin, Freunde, weil die Pferde erfrieren würden und wir vermutlich auch.« Er schob den Kessel beiseite, der an einem langen, schwenkbaren Eisenhaken über dem Feuer hing, und drehte ungeschickt den Spieß mit dem mageren Huhn gleich daneben, den Blick auf die schwärzlich verbrannte Haut gerichtet. Selbst im Schummerlicht dieses erbärmlichen Gasthauses schienen seine stahlblauen Augen zu leuchten. Vitalität, Klugheit, die unerbitliche Beharrlichkeit eines Visionärs – all das war in diesen Augen zu lesen, aber die Züge verrieten seine tiefe Erschöpfung. Sie waren alle müde nach den Wochen der Flucht, und keiner von ihnen konnte dem

Ritt durch die Winternacht wirklich ins Auge sehen, auch Guillaume nicht.

»Soll ich vielleicht?«, fragte er und zeigte auf das Huhn.

»Kommt nicht infrage«, gab Richard kurz angebunden zurück. »Willst du etwa behaupten, ich sei nicht einmal in der Lage, ein Huhn zu braten?«

»Wie oft habt Ihr es denn schon gemacht?«, wollte Maurice wissen.

»Alles hat ein erstes Mal«, gab der Koch leichthin zurück, und seine Gefährten lachten.

Der fette Wirt, der mit einem Mönch und einem halben Dutzend Bauern aus der Gegend an einem der Tische saß, schaute verstohlen zu ihnen herüber, die Augen verengt, den Mund verkniffen. Die drei fremdländischen Pilger waren ihm nicht geheuer. Sie reisten in schäbigen Kleidern und ohne Dienerschaft, sodass sie sogar ihr eigenes Essen kochen mussten, aber sie waren mit den kostbarsten Pferden gekommen, die man in Erdberg seit Menschengedenken gesehen hatte. Auch die einheimischen Zecher betrachteten die sonderbaren Reisenden furchtsam. Erdberg lag kaum mehr als einen Bogenschuss von den Toren Wiens entfernt, aber dennoch waren Fremde hier weder häufig noch gern gesehen.

»Mehr Wein!«, orderte Richard, und während er mit der Rechten weiter den Spieß drehte, fischte er mit zwei Fingern der Linken eine Goldmünze aus der Börse am Gürtel und schnipste sie dem Wirt zu.

Sie beschrieb einen funkelnden Bogen durch den verqualmten Raum, wie ein Komet in einer sternlosen Nacht. Der Wirt hob im letztmöglichen Moment die Hand, fing die Münze auf und starrte einen Moment darauf hinab. »Das kann ich nicht wechseln«, nörgelte er.

Richard verstand die Worte nicht, wohl aber den Sinn, und winkte gleichgültig ab. »Schon gut. Aber mehr Wein, wenn du hast?« Er sprach überdeutlich und mit untypischer Nachsicht, als hätte er ein verängstigtes Kind vor sich.

Der Wirt erhob sich ächzend, ging in die finsternen Regionen am Ende des Schankraums, wo seine Fässer standen, und man hörte das dumpfe Scheppern eines Zinnkrugs.

Der Wind legte noch einmal zu und heulte mit Furienstimmen um das Gasthaus.

»Ich hoffe, diese jämmerliche Spelunke wird nicht einfach umgepushtet«, murmelte Maurice. Es sollte verächtlich klingen, aber man hörte sein Unbehagen.

Plötzlich hob Guillaume den Kopf. »Reiter.«

»Oh, komm schon«, protestierte Maurice. »Erzähl mir nicht, du kannst bei dem Geheul Hufschlag im Schnee hören oder ...«

»Schsch«, unterbrach Richard knapp. Er schenkte seine volle Aufmerksamkeit wieder dem Brathühnchen und machte scheinbar zufällig eine Vierteldrehung, sodass er den breiten Rücken der Tür zuwandte.

Der alte Wirt kam herübergeschlurft und stellte einen Krug auf das leere Fass, das ihnen als Tisch diente. »Wohl bekomm's.«

Becher gab es nicht, also setzte Richard den Zinnkrug an die Lippen und trank. Er reichte den Krug an Guillaume weiter, als sich knarrend die Tür öffnete.

In einer gewaltigen Schneewolke drängelten sich vier gerüstete Männer über die Schwelle, zwei die gezückten Schwerter in der Hand, zwei mit Fackeln.

Die Bauern verstummten und starrten die Ankömmlinge an, reglos wie Kaninchen vor der Schlange. Der Wirt versuchte, seine Furcht zu verbergen, und fragte mit aufgesetzter Herzlichkeit: »Was kann ich für Euch tun, edle Herren?«

Sie würdigten ihn keiner Antwort, sondern traten langsam zu Richard und seinen Gefährten.

»Drei Pilger, sieh mal einer an«, sagte der Vordere, dessen schwarzer Bart und Augenbrauen schneeverkrustet waren. Er sprach wenigstens so etwas Ähnliches wie Französisch, sodass sie ihn verstehen konnten. Ein zerfranstes Kreuz zierte seinen Mantel. Wer lange genug im Heiligen Land gewesen war, lernte früher oder später zwangsläufig ein paar Brocken Französisch, denn es war die Sprache des christlichen Königreichs Jerusalem.

»Gott sei mit Euch, Freund«, grüßte Maurice und hielt ihm einladend den Weinkrug hin.

»Was verschlägt Euch in diese abgelegene Gegend so fernab aller Pilgerstraßen?«, beharrte der Bärtige, ohne den Krug anzunehmen.

»Unwägbarkeiten auf der Heimreise«, antwortete Richard.

»Wie bedauerlich. Habt Ihr etwa in Aquileja Schiffbruch erlitten?«

»Aquileja? Wie kommt Ihr denn darauf?«, verwunderte sich der ungeschickte Koch.

Maurice und Guillaume tauschten einen sehr verstohlenen, *sehr* beunruhigten Blick.

»Wir hörten so ein Gerücht«, erwiderte Schwarzbart leichthin. »Von einem Heimkehrer aus dem Heiligen Krieg, der vor Korfu sein Schiff im Sturm verlor, ein Piratenschiff kaperte, um die Reise fortzusetzen, nur um dann vor Istrien schon wieder Schiffbruch zu erleiden.«

»Das muss ja ein wilder Geselle sein«, spöttelte Guillaume.

Schwarzbart nickte. »Deswegen nennen sie ihn Löwenherz.«

»Nun, wir sind auf dem Landweg aus dem Heiligen Land zurückgekehrt, denn wir sind arme Pilger, wie Ihr seht«, erklärte Maurice. »Wir haben kein Gold, um Schiffe zu bezahlen.«

»Wirklich?«, fragte Schwarzbart amüsiert und wies auf die Hand, mit der Richard den Spieß drehte. »Ich wette, mit dem Klunker hättet Ihr eine ganze Flotte bezahlen können.«

Betreten starrte Richard auf den kostbaren Smaragdring am rechten Zeigefinger, den abzunehmen er irgendwie vergessen hatte.

Der zweite Ankömmling, der die blanke Klinge in der Hand hielt, trat aus dem Halbdunkel nahe der Tür in den zuckenden Fackelschein und streifte mit der freien Hand seine Kapuze zurück. »Gott zum Gruße, edler König. Ihr ahnt nicht, welche Freude es ist, Euch wiederzusehen.«

Richard gab die Verstellung auf. »Herzog Leopold. Ich hoffe, Ihr vergibt, dass meine Freude sich in Grenzen hält.«

Der Herzog von Österreich lächelte, und der Hass, der in seinen dunklen Augen funkelte, konnte einem den Atem verschlagen. »Ich verhafte Euch im Namen des Kaisers.«

»Tatsächlich?« Scheinbar gedankenverloren nahm Richard den geschwärtzten eisernen Spieß vom Feuer.

Sie hatten die Waffen abgelegt, um den Bauern die Furcht zu nehmen, und das rächte sich nun. Aber der Bratspieß war lang und spitz. Mit einem eleganten Aufwärtsschwung lehrte der König von England das halb verbrannte, halb rohe Brathühnchen das Fliegen, und es entschwand Richtung Dachgebälk. Gerade als Richard sich Leopold mit seiner sonderbaren Waffe zum Kampf stellen wollte, öffnete die Tür des Gasthauses sich erneut, und fünf weitere bewaffnete und gerüstete Männer stürmten herein.

Guillaume und Maurice hatten ihre Schwerter in den Binsen hinter der Sitzbank fast erreicht, als vier der Neuankömmlinge sich auf sie stürzten und sie an den Armen packten. Hände tasteten unter ihren Pilgermänteln, suchten und fanden die dort verborgenen Dolche und warfen sie auf den Boden.

Herzog Leopold machte noch einen Schritt auf Richard zu. »Ergebt Euch. Selbst Ihr müsst einsehen, dass Ihr keine Chance habt.«

Die unverkennbare Nervosität in seiner Stimme war immerhin ein Trost. Richard Löwenherz, so sagte die Legende, war der größte Feldherr seines Zeitalters, ein unbezwingbarer Schwertkämpfer obendrein, egal wie groß die feindliche Übermacht.

Doch die Legende übertrieb. Nicht einmal Richard Löwenherz konnte mit einem Bratspieß eine feindliche Übermacht von neun zu eins besie-

gen. Und er dachte nicht daran, sich bei dem Versuch zum Gespött zu machen.

Also warf er Leopold den Spieß vor die Füße. »Das Huhn schenke ich Euch dazu«, sagte er liebenswürdig.

»Das würde ich mir an Eurer Stelle noch einmal überlegen«, entgegnete der Herzog. »Es könnte für lange Zeit das letzte Brathühnchen sein, das Ihr seht.« Er gab seinen Männern ein Zeichen. »Na los, worauf wartet ihr?«

Sie zögerten nur für die Dauer eines Lidschlags. Dann setzte Schwarzbart dem König die Klinge an die Kehle, während zwei weitere auch ihn nach verborgenen Waffen abtasteten. Ein vierter trat hinzu, und ein dumpfes Klirren war zu vernehmen.

»Ich hoffe, Ihr seht mir nach, dass ich keine silbernen Ketten mitgebracht habe, wie Ihr sie für meinen Vetter Isaac von Zypern anfertigen ließe«, höhnte Leopold bitter. Die Schmach seines Cousins war nur ein Punkt auf der langen Rechnung, die er mit Richard von England offen hatte.

»Grämt Euch nicht«, entgegnete dieser tröstend. »Goldene Ketten wären ohnehin angemessener gewesen, meint Ihr nicht?«

Für einen Moment sah es so aus, als würde Leopold die Beherrschung verlieren und mit der Klinge oder den Fäusten auf ihn losgehen. Aber er nahm sich im letzten Moment zusammen. »Schafft ihn hinaus«, befahl er seinen Männern.

»Wo bringt Ihr ihn hin?«, fragte Guillaume. »Wisst Ihr eigentlich, was Ihr tut, Euer Gnaden? Welch furchtbare Sünde Ihr begeht, einen Heiligen Krieger auf der Heimreise zu überfallen?«

Leopold schnaubte belustigt. »Ich werde versuchen, es bei der nächsten Beichte nicht zu vergessen. Und jetzt gib Ruhe, Söhnchen. Wenn du schön artig bist, darfst du noch ein bisschen weiterleben.«

Guillaume sah ihm in die Augen. »Ich bin kein Söhnchen, Euer Gnaden. Mein Name ist Guillaume of Waringham, und ich gehe, wo immer König Richard hingeht.«

»Maurice de Clare«, meldete sein Freund sich zu Wort. »Und das gilt auch für mich.«

Leopold winkte desinteressiert ab. »Ihr täuscht euch beide. Da, wo er hingeht, braucht er keine Gesellschaft. Gerhard, Wilhelm, bindet sie und behaltet sie im Auge. Morgen früh lasst sie meinethalben laufen.«

Schwarzbart und einer seiner Kumpane traten mit erhobenen Waffen auf die beiden jungen Kreuzfahrer zu, die sich gleichzeitig mit einem plötzlichen Ruck aus den nachlässigen Griffen ihrer Wächter befreiten,

nach links und rechts wegduckten und dann wieder aufrichteten, der eine mit einem Scheit aus dem Feuerkorb in der Hand, der andere mit einem Holzschemel.

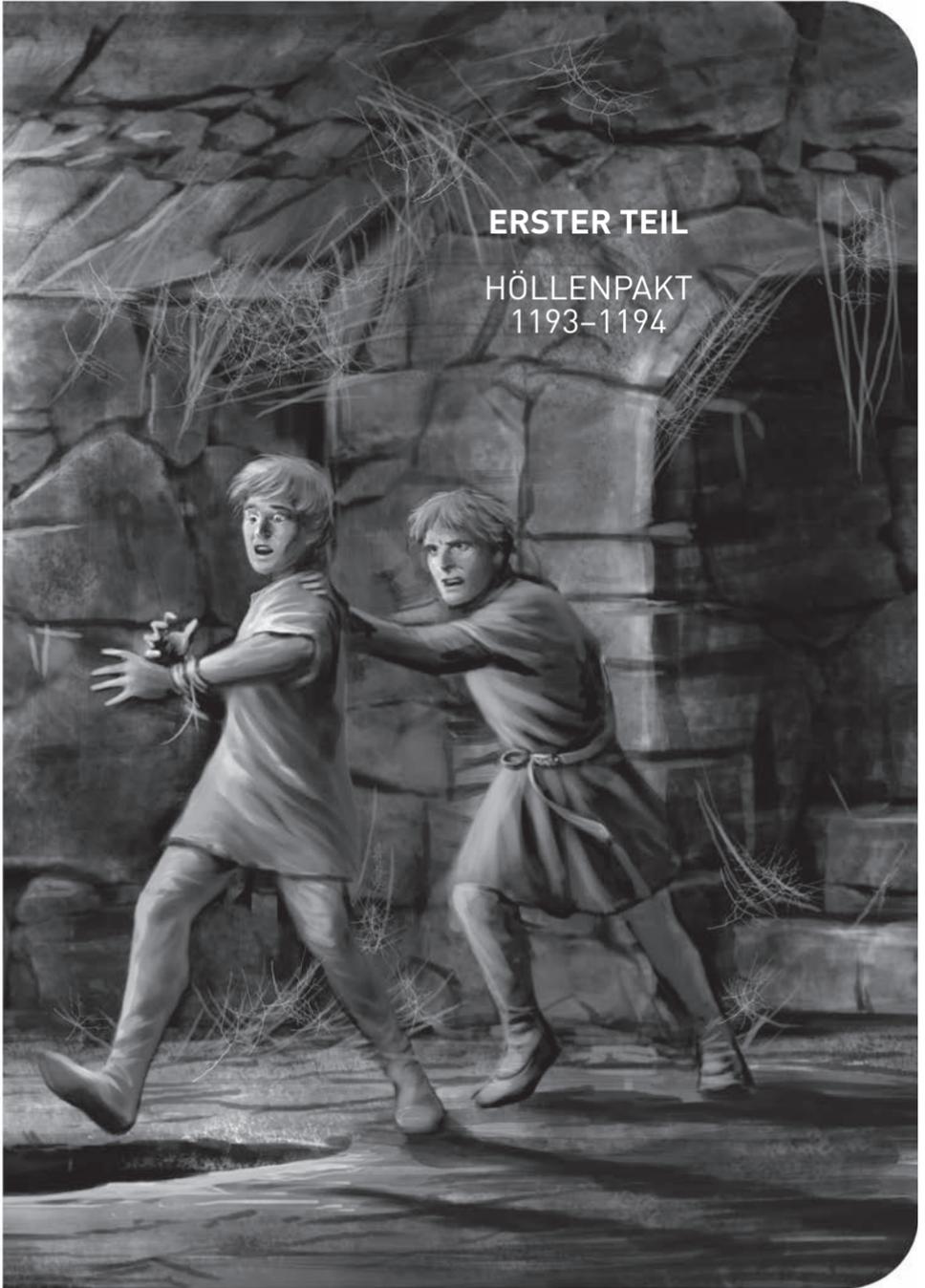
»Halt«, befahl Richard. So viel Autorität lag in der Stimme, dass nicht nur seine beiden Ritter, sondern auch die des Herzogs von Österreich innehielten. »Habt Dank, Freunde.« Er trat unter leisem Kettenklirren zu seinen beiden Gefährten. »Wenn dies hier Gottes Wille ist, dann soll es eben geschehen. Doch ihr habt jetzt Wichtigeres zu tun, als sinnlos euer Leben wegzuwerfen, versteht ihr mich?«

Sie nickten stumm – sprachlos angesichts dieser tückischen Wendung, vor allem angesichts der rostigen Eisenschellen an den Händen und Fußknöcheln ihres Königs. Er sah erst dem einen, dann dem anderen in die Augen, seine Miene ernst, aber ein verräterisches Funkeln in den Augen. »Also geht mit Gott. Wenn ich es recht bedenke, möchte ich lieber nicht mit euch tauschen. Ich gehe lediglich in Festungshaft. Ihr hingegen müsst meiner Mutter erklären, wieso Ihr ohne mich heimkommt.«



ERSTER TEIL

HÖLLENPAKT
1193-1194



Waringham, Januar 1193

»Na los, komm schon, Yvain«, rief Jean FitzEdmond. »Du schläfst mir doch hoffentlich nicht ein?«

Yvain warf ihm einen blitzschnellen Blick zu, ehe er wieder auf Rogers tanzende Klinge schaute, den Schild anhob und zum Konter übergang. Klirrend trafen die stumpfen Übungsschwerter aufeinander, zweimal, dreimal, in schneller Folge, und die beiden Kontrahenten entließen gewaltige weiße Atemwolken in die kalte Winterluft.

Yvain stellte ungläubig fest, dass er Roger jetzt ganz allmählich zurückzwang. Fast hatten sie schon die Mitte des Sandplatzes erreicht.

Jean FitzEdmond blieb auf einer Höhe mit ihnen, wenn auch gut fünf Schritte zur Seite, um ihnen nicht ins Gehege zu kommen. »Gut so! Vergiss deine Deckung nicht, Roger. Und du beweg die Füße, Yvain. Wer den anderen entwaffnet, darf morgen mit zur Falkenjagd.«

Die beiden Knappen tauschten einen Blick, und innerhalb eines Wimpernschlages wurde aus Übung bitterer Ernst. Sie beide *wollten* diese Jagd.

»Auf Leben und Tod, de Lacy«, knurrte Yvain.

»Auf Leben und Tod«, stimmte Roger grimmig zu und ließ ohne jede Vorwarnung das Schwert auf Yvains Schild niedersausen.

Yvain spürte die Erschütterung bis in die Fußspitzen und erkannte voller Schrecken, dass sich doch nichts geändert hatte: Roger war immer noch stärker als er, haushoch überlegen. Wie hatte er sich nur einbilden können, er habe aufgeholt?

Rogers Schwerthiebe fielen wie Hammerschläge auf seinen Schild, und nun war Yvain derjenige, der zurückgedrängt wurde.

Alles wie gehabt, dachte er wütend, biss die Zähne zusammen und stemmte sich dem Ansturm entgegen, lauschte auf den Rhythmus, wich mit einer eleganten Vierteldrehung nach links, sodass Rogers nächster Stoß ins Leere ging, und griff ihn von der Seite an.

Aber Roger de Lacy – dieser gottverfluchte *Hurensohn* – hatte auf alles eine Antwort. Er parierte Yvains Finte mit beleidigender Mühelosigkeit, rammte ihm den Schild gegen die Schulter, und als Yvain den Schildarm abwinkelte, um das Gleichgewicht zu halten, stürzte Roger sich auf die Lücke in seiner Deckung wie ein Habicht auf eine lahme Ente. Yvain spürte einen Schlag vor die Brust wie den Stoß eines Rammbocks. Er landete auf

dem Rücken im schneeverkrusteten Sand, die Arme ausgebreitet wie ein Gekreuzigter und regungslos, weil der Aufprall alle Luft aus seinen Lungen gepresst hatte.

»Gut gemacht, Roger!«, rief ihr Lehrer aufgeräumt, kam mit langen Schritten herüber und drosch dem Sieger auf die Schulter. »Wie beglückend, dass wenigstens einer von euch sich gelegentlich merkt, was ich euch beizubringen versuche.«

Seite an Seite standen sie turmhoch über Yvain und schauten auf ihn hinab, Jean mit verschränkten Armen und einem mitleidigen Lächeln auf den Lippen, Roger außer Atem, den Schild immer noch in Position, als rechne er damit, dass sein gefällter Gegner plötzlich aufspringen und wieder angreifen werde.

Mit verblüffender Plötzlichkeit fühlte Yvain Luft zurückströmen und befand, dass er hier lange genug wie ein hilfloser Käfer auf dem Rücken gelegen hatte. Er richtete sich auf und schlug die behandschuhten Fäuste in den Sand. »Mist!«

Roger und Jean gaben keinen Kommentar ab. Sie warteten.

Der Unterlegene kam mit einer verstohlenen Grimasse auf die Füße und verneigte sich vor seinem Bezwiner. »Wie es aussieht, muss ich noch ein wenig härter trainieren. Die Jagd gehört dir.«

Roger erwiderte die Verbeugung, wandte sich an den Lehrer und bemerkte: »Der Wettkampf war unfair. Ich bin zwei Jahre älter als er.«

»Auf dem Schlachtfeld kümmert das niemanden«, gab Jean verächtlich zurück. »Wer nicht lernt, einen stärkeren Gegner mit überlegener Technik zu besiegen, stirbt als *sehr* junger Held, schreibt euch das endlich hinter die Ohren. Außerdem seid ihr gleich groß.«

»Aber ...«

Yvain legte Roger kopfschüttelnd die Hand auf den Arm. »Halt die Klappe. Ich fühle mich noch besiegt, wenn du Ausflüchte für mich vorbringst.«

Jean FitzEdmond lachte in sich hinein und klopfte auch dem jüngeren seiner Schüler kurz die Schulter. »Deine Schwertkunst mag noch nicht sehr entwaffnend sein, aber deine Aufrichtigkeit ist es allemal.«

»Sie rettet einen auf dem Schlachtfeld aber auch nicht«, gab der Junge düster zurück, bückte sich nach seinem verlorenen Schwert und wischte mit dem Ärmel Sand und Schnee von der matten Klinge.

»Wohl wahr«, räumte Jean augenzwinkernd ein.

Er war einer der jüngeren Ritter im Haushalt des Earl of Waringham. Die meisten seiner Altersgenossen waren mit dem König ins Heilige Land gezo-

gen, aber Jean hatte aus Gründen, die er nicht preisgeben wollte, verzichtet. Yvain hatte manches Mal darüber gerätselt, was einen Ritter veranlassen konnte, sich die Ehre, den Ruhm, die Vergebung seiner Sünden und nicht zuletzt die Stundung seiner Schulden entgehen zu lassen, die ein Kreuzzug mit sich brachte, aber er war alles in allem froh, dass Jean zu Hause geblieben war. Denn er war ein guter Fechtlehrer, der seine Zöglinge mit dem Beispiel seiner eigenen vortrefflichen Waffenkunst inspirierte.

Er entließ sie mit einem nachlässigen Wink. »Das war alles für heute. Bringt die Ausrüstung in die Waffenkammer, und dann rauf in die Halle mit euch ans Feuer, eh ihr mir zu Eiszapfen werdet.«

Seit Neujahr vor gut einer Woche war kein Schnee mehr gefallen, aber der weite Himmel über Kent zeigte eine unheilschwangere, bleigraue Farbe, die nichts Gutes verhieß.

Yvain ging den Burghügel hinab und sah einen Bussard vorüberziehen und im Wald verschwinden. Unwillkürlich dachte er an die Beizjagd am folgenden Tag, die er versäumen würde. Sein Vater würde nicht begeistert sein. Jocelyn of Waringham war kein reicher Mann. Selbst wenn er einen Grafentitel besaß, war die Baronie doch viel zu klein, um Wohlstand einzubringen. Im Gegenteil, manchmal war es schwierig genug, Pferde, Rüstung, Waffen und Unterhalt für den Earl selbst und sein Gefolge zu bestreiten. Trotzdem hatte Jocelyn das teure Jagdrecht für die Wälder rund um Waringham von der Krone erworben, und Yvain vermutete, er hatte sich diese untypische Extravaganz geleistet, um seinen Söhnen eine höfische Erziehung bieten zu können, zu der eben auch die Jagd gehörte. Also würde er heute vermutlich die Stirn über den jüngeren seiner Söhne runzeln. Aber das machte nichts. Yvain war daran gewöhnt.

Der überfrorene Schnee knirschte unter seinen guten, wenn auch abgetragenen Stiefeln, als er den Mönchskopf überquerte. Oben auf der kahlen Kalksteinkuppe, welcher der Hügel seinen Namen verdankte, wehte es eisig. Mit der freien Hand schlang Yvain ungeschickt den Mantel fester um sich. In diesem Mantel konnte einem nicht einmal der bitterste Wind etwas anhaben, denn die dicht gewalkte Wolle war mit Kaninchenfell gefüttert. Nur seine Finger nahmen allmählich einen bedenklichen Purpurton an, vor allem an der Linken, die den vollen Wassereimer trug, und von seinen Zehen spürte er auch nicht mehr sonderlich viel, als er sein Ziel erreichte. Rechterhand des Mönchskopfes und ungefähr gleich weit von Dorf und Burg entfernt lag Waringham Heath, eine unberührte Heide, die sich in sachten Wellen bis zum Waldrand erstreckte. Niemand wusste

so recht, warum der Wald dieses Land nicht erobert hatte. Lord Waringham sprach gelegentlich davon, dass er es unter den Pflug bringen wolle, aber der Boden war karg, erinnerte seine Gemahlin ihn dann regelmäßig, das Heidekraut und der Ginster, die dort wuchsen, störrisch und wehrhaft, wenn man sie auszumachen versuchte.

Waringham Heath war ungezähmt und für Yvain der schönste Flecken Erde auf der großen weiten Welt, selbst wenn er zugeben musste, dass er noch nicht viel von der großen weiten Welt gesehen hatte. Ein einzelner Baum erhob sich inmitten der Heide, eine knorrige Erle, die nie besonders anmutig gewesen war. Sie hatte sich im Wachstum vom Wind weggeduckt und in sich selbst verdreht und verschlungen. Natürlich nannten die alten Weiber sie einen Feenbaum, und das ganze Dorf war erschüttert gewesen, als letzten Sommer der Blitz hineingefahren war und den Feenbaum in schwarz verkohltes Totholz verwandelt hatte. *Ein schlechtes Zeichen*, hatte die alte Wilona gemunkelt, *ein schlechtes Zeichen für ganz Waringham, für Dorf und Burg, für Mann und Maus.*

Also hatte Yvain beschlossen, den toten Baum wieder zum Leben zu erwecken, um das böse Omen zu bannen, und zur allgemeinen Belustigung kam er jeden Tag her und kippte einen Eimer Wasser an die Erle. Heute war nicht das erste Mal gewesen, dass er das Eis auf dem Brunnen der Burg hatte zertrümmern müssen, um sein Wasser zu schöpfen, und die Belehrung der Burgwache, dass man Pflanzen im Winter nicht gießen müsse – tote erst recht nicht –, hatte er auch schon ein paarmal gehört. Das war ihm gleich.

Er leerte seinen Eimer am geschwärzten Stamm und bekam wie meistens ein paar Spritzer auf die Stiefelspitzen. Mit der Rechten strich er über die verkohlte, raue Borke. »Trink«, murmelte er. »Ich weiß, es schlummert noch Leben in dir, also trink und wach auf. Sag deinen Feen, sie sollen sich mal ein bisschen anstrengen. Ein einziger kleiner Trieb im Frühling, wie wär's?«

Helles, zweistimmiges Gelächter hinter ihm ließ ihn zusammenfahren, und er wirbelte so hastig herum, dass ihm der Eimer aus der Hand fiel.

»Immer mit der Ruhe, wir sind's nur«, sagte seine Schwester mit nachsichtigem Spott.

»Hast du gedacht, die Feen kämen dich holen?«, fügte Amabel lächelnd hinzu.

Yvain las den Ledereimer auf. Das war ein guter Vorwand, den Kopf abzuwenden, damit er ihr Lächeln nicht länger sehen musste. »Vielleicht ist es ja so, und ihr *seid* Feen, die sich unter die Sterblichen gemischt haben, um Schabernack zu treiben oder Unheil zu stiften«, argwöhnte er. »Was sonst könnten zwei junge Ladys hier in der Heide zu suchen haben?«

Sie hakten sich links und rechts bei ihm ein, und Amabel nahm ihm den Eimer ab. »Wir waren im Dorf bei Vater Cyneheard«, klärte sie ihn auf. »Die Frauen haben heute den Weihnachtsschmuck in der Kirche abgenommen, und eure Mutter hat uns geschickt, ihnen ein paar Fruchtbrote zu bringen und zu helfen.«

»Der Berg aus verwelkter Stechpalme und Rosmarin, den wir in der Kirche zusammengekehrt haben, war höher als der Mönchskopf, das kannst du mir glauben«, behauptete Cecily.

»Ich fürchte, das kann ich *nicht* glauben«, widersprach er trocken und drückte ihr einen schnellen Kuss auf den rotblonden Schopf. Cecily war elf – vier Jahre jünger als er – und seit jeher Yvains Objekt zur Erprobung seiner ritterlichen Beschützerqualitäten gewesen. »Was gibt es Neues im Dorf?«

»Matthew der Schmied hat sich die Hand gebrochen.«

»Wie kann man sich während der Feiertagsruhe die Hand brechen?«, fragte Yvain erstaunt.

»Mit ein wenig Hilfe aus der Nachbarschaft«, antwortete Amabel. »Von Elfhelm, zum Beispiel.«

»Haben sie sich schon wieder geprügelt?«

Matthew der Schmied und sein Vetter Elfhelm stritten um den Besitz eines Ochsens, der vor zwei Jahren bei einem bierseligen Würfelspiel gesetzt worden war, und aus der anfänglichen Meinungsverschiedenheit war im Laufe der Zeit eine bittere Feindschaft geworden.

Amabel nickte. »Vater Cyneheard sagt, seine Lordschaft müsse ihnen ins Gewissen reden, ehe einer den anderen umbringt.«

Yvain gab keinen Kommentar ab, aber er dachte, dass es vermutlich nicht viel nützen würde. Die Bauern und Handwerker von Waringham hatten Respekt vor ihrem Lord, weil dessen Mutter eine angelsächsische Lady gewesen war und weil er mehr von der Landwirtschaft verstand als die meisten anderen Männer seiner Klasse. Sie nahmen die Mützen vom Kopf und lauschten andächtig, wenn er ihnen etwas zu sagen hatte. Aber sobald er den Rücken kehrte, machten sie doch wieder nur das, was sie für richtig befanden.

Cecily's Gedanken schienen in die gleiche Richtung zu gehen. »Mutter sollte sie sich vornehmen. Wenn überhaupt, werden sie eher auf sie hören.«

»Du hast recht«, stimmte Amabel zu. »Sogar in Hetfield fressen ihr die Bauern aus der Hand, und jedes Kind weiß, wie stur die Leute dort sind.«

Amabel stammte aus Hetfield, einem ansehnlichen Landgut, das südwestlich an Waringham grenzte. Ihr Vater hatte mit eiserner Hand über Gut und

Bauern und auch über seine Tochter geherrscht, bis er mit dem alten König in den Krieg gezogen und gefallen war. Seine Frau war schon zwei Jahre zuvor gestorben, und Amabel – sein einziges Kind und somit seine Erbin – hatte der König als Mündel in die Obhut des Earl of Waringham gegeben, auf dass der sie mit seinem Sohn vermählen und die Landsitze zusammenführen konnte. Ein übliches und vollkommen vernünftiges Arrangement, wusste Yvain. Nur leider war nicht er derjenige, der Amabel heiraten würde. *Das Mädchen aus Schnee und Ebenholz*, wie seine Mutter sie wegen der schwarzen Haare und der makellos weißen Damenhaut nannte, war die Braut seines Bruders. Und ganz gleich, wie viele Nächte Yvain wachliegen und sich sehnlich wünschen mochte, es wäre anders – er konnte sie niemals bekommen.

Die beiden Mädchen berichteten ihm abwechselnd, was sie sonst noch an Neuigkeiten im Dorf gehört hatten. Wie meistens war nichts übermäßig Aufregendes dabei, aber das machte nichts. Yvain war vollauf damit zufrieden, dem Klang ihrer hellen Stimmen in der kalten, klaren Winterluft zu lauschen und dabei verstohlen in Amabels Nähe zu schwelgen. Er spürte ihre Hand ganz deutlich in seiner Armbeuge, obwohl die Berührung federleicht war.

Cecily machte sich von ihm los. »Es fängt an zu schneien!« Sie breitete die Arme aus, legte den Kopf in den Nacken und streckte die Zunge heraus, um eine Flocke zu erhaschen.

»Sehr damenhaft«, lobte der große Bruder.

Cecily zog die niedliche Stupsnase kraus. »Und wenn schon«, sagte sie, während sie wieder neben ihm einherstapfte. »Was soll ich im Kloster mit höfischen Manieren?«

»Äbtissin werden?«, schlug er vor.

»Oh ja. Das ist mir förmlich auf den Leib geschnitten«, gab sie lachend zurück.

Yvain sah seine kleine Schwester von der Seite an und versuchte zu ergründen, ob ihre Unbeschwertheit aufgesetzt war, aber er konnte keinerlei Anzeichen dafür entdecken. Am Tag ihrer Geburt hatte ihr Vater Cecily der Kirche versprochen – sie hatte also reichlich Zeit gehabt, sich an den Gedanken zu gewöhnen. Bislang immer eine ferne Zukunftsaussicht, war ihr Eintritt ins Kloster indes mit einem unerwarteten Ruck nähergekommen, als ihr Vater ihnen an Weihnachten eröffnet hatte, dass er Cecily nach Wiltshire in die Abtei von Amesbury bringen werde, sobald der Schnee geschmolzen war.

Möge der Frühling dieses Jahr spät kommen, fuhr es Yvain durch den Kopf.

Die Halle von Waringham Castle war ein wundervoller Saal, der fast das gesamte erste Obergeschoss des mächtigen Bergfrieds einnahm. In den beiden mannshohen Kaminen in der Nord- und Südwand prasselten Feuer, aber nur wenig Rauch drang in den Raum – der Blick zur hohen Decke und der Galerie entlang der Ostseite, wo bei Festen die Spielleute musizierten, war ungetrübt.

Ein paar dienstfreie Wachen saßen am unteren Ende des linken Seitentischs über dampfende Bierbecher gebeugt, ein Stück weiter hockte die alte Edith mit ihrem unvermeidlichen Nähzeug und erzählte eine Geschichte. Ein halbes Dutzend Kinder saß links und rechts von ihr auf der Bank und lauschte gebannt, während drei andere Knaben lautstark mit zwei zotteligen Hunden im Bodenstroh balgten. Auf der gegenüberliegenden Seite saß Jean FitzEdmonds Frau, ein dickes Buch vor sich aufgeschlagen auf dem Tisch, und erteilte ihren beiden Töchtern und drei weiteren Kindern Leseunterricht, wobei sie in regelmäßigen Abständen finstere Blicke zu den lärmenden Bengeln mit den Hunden hinüberwarf. Zwei von Lord Waringhams Rittern brüteten über einem Schachbrett. Die hohe Tafel an der Stirnwand, die dem Earl und seiner Familie vorbehalten war, stand verwaist.

Dorthin führte Yvain seine beiden Begleiterinnen, und im Vorbeigehen rief er die Hunde mit einem Pfiff zur Ordnung. »Loki, Baldur, Schluss mit dem Getöse. Das gilt auch für euch Rabauken«, fügte er an die drei Knirpse hinzu. »Setzt euch zu Edith oder verschwindet nach draußen.«

Scheinbar geläutert trollten sie sich zur Tür, aber der Sohn des Stallknechts streckte hinter Yvains Rücken die Zunge heraus, ehe er auf der Treppe verschwand.

»Das hab ich gesehen, Tom«, rief Yvain ihm hinterher und folgte Amabel und seiner Schwester grinsend zur hohen Tafel. Kaum hatte er sich in seinen Sessel mit den verschlissenen Damastkissen gesetzt, kam Baldur zu ihm getrottet und legte die Schnauze auf seinen Oberschenkel.

»Wo stecken Vater und Mutter denn überhaupt?«, fragte Yvain.

Lady Waringham verbrachte einen Großteil ihrer Tage in der Halle, denn ihr oblag die Führung des Haushaltes, und hier kamen all jene zusammen, mit denen sie Dinge zu besprechen und zu regeln hatte. Der Earl war bei halbwegs erträglichem Wetter hingegen meist von früh bis spät auf seinen Besitzungen unterwegs, aber nicht an eisigen Wintertagen wie heute.

»Keine Ahnung«, gab Cecily zurück und sah sich um, als erwarte sie, dass ihre Eltern plötzlich hinter dem großen Wandteppich zwischen den Fenstern hervorkommen müssten. »Mutter ist wahrscheinlich in der Küche und macht Rowena die Hölle heiß, weil wir zu viel Räucherfisch verbrauchen.«

Yvain nickte und kraulte seinen Hund hinter den langen Schlappohren. Baldur kniff vor Wonne die Augen zu. »Eins ist sicher, wenn du nach Amesbury gehst, wirst du fürstlicher schmausen als hier und nicht den ganzen Winter geräucherten Hering vorgesetzt bekommen. Es heißt, es sei eins der reichsten Klöster in England.«

Cecily nickte und atmete tief durch. »Ich schätze, das *ist* ein Vorzug«, räumte sie ein. »Wie kommt es, dass die Abtei so reich ist?«

»Keine Ahnung«, musste ihr Bruder bekennen.

»Weil sie der königlichen Familie nahesteht«, erklärte Amabel. Sie ergriff einen runzeligen Apfel aus der Tonschale auf dem Tisch. »Das Kloster von Amesbury ist ein Ableger der Abtei von Fontevrault im Anjou, wo der alte König begraben liegt. Er hat die Niederlassung hier in England gegründet, darum hat die Abtei natürlich die besten Beziehungen und bekommt großzügige Erbschaften und so weiter.«

»Woher weißt du das?«, fragte Yvain verblüfft.

»Mein Vater brachte meine Mutter hin, ein paar Monate bevor sie starb«, erklärte Amabel. Sie legte den Apfel vor sich auf die Tischplatte und strich mit beiden Daumen über die raue Schale. »Die Äbtissin gilt als große Heilerin, die schon viele Schwindsüchtige kuriert hat. Aber Mutter nicht. Jedenfalls haben sie mir von Amesbury Abbey erzählt, als sie heimkamen. Es sei ein wundervolles Kloster, sagte Mutter.«

Amabel sprach nicht oft von ihren Eltern und ihrem Leben in Hetfield. Sie war zehn gewesen, als sie vor vier Jahren nach Waringham gekommen war, und sie hatte sich schnell eingelebt und war Teil der Familie geworden. Yvain hätte gerne gewusst, ob sie noch oft an ihre Eltern dachte. Ob sie sie vermisste. Aber irgendetwas warnte ihn, danach zu fragen.

»Vielleicht besuchst du mich dort einmal«, schlug Cecily vor.

»Das werde ich ganz bestimmt«, versprach Amabel. »Ich komme im Sommer, und dann können wir ...« Sie brach ab, als der alte Hugh de Martigny an die hohe Tafel trat, der schon Yvains Großvater gedient hatte. »Dein Vater wünscht dich zu sehen, Junge«, richtete er aus.

Yvain blickte unwillkürlich zur Tür, aber keine Spur von Lord Waringham.

»Oben«, fügte der alte Ritter ominös hinzu.

Yvain tauschte einen Blick mit seiner Schwester.

»Hast du etwas ausgefressen?«, fragte Cecily.

»Bestimmt.« Er stand auf. »Ich weiß nur nicht, was.«

Das Gemach seiner Eltern war der schönste Raum der ganzen Burg. Auf der Südseite im Obergeschoss des Bergfrieds gelegen, bot es einen Blick

auf den Garten, wo Lady Waringham die Heilkräuter für die Versorgung des Haushaltes züchtete. Im Frühjahr und im Sommer waren die Beete mit kleinen Blüten in allen nur erdenklichen Farben betupft, und der Wind trug manchmal die herrlichsten Kräuterdüfte herein.

Yvain klopfte an die massive Eichentür und trat ein. »Du hast nach mir geschickt, Vater?«

Zwischen dem Fenster und dem ausladenden Bett mit den geschlossenen Vorhängen stand ein klobiger Tisch, und dort saßen seine Eltern Seite an Seite. Das Bild erschien Yvain sonderbar. Sein Vater war ein rastloser, ungeduldiger Mann, für den Stillsitzen eine Strafe war. Seine Mutter war von früh bis spät auf den Beinen und meist in Eile, weil der Tag immer mehr Pflichten als Stunden für sie hatte. Yvain konnte sich nicht erinnern, seine Eltern an einem Werktag außerhalb der Mahlzeiten je so untätig gesehen zu haben. »Was ist das hier?«, fragte er argwöhnisch.

»Setz dich zu uns, mein Junge«, lud Lady Maud ihn ein, und die Geste, mit der sie ihm einen Schemel am Tisch anwies, wirkte seltsam abwesend. »Es ist gut, Anna, du kannst gehen«, sagte sie zu der Dienstmagd, die den Ipogras gebracht hatte. Der Krug stand unberührt auf dem Tisch und verströmte aromatischen Dampf.

Das Mädchen knickste und schlüpfte hinaus. Yvain hörte in seinem Rücken das verhaltene Poltern, mit dem die schwere Tür sich schloss. Er sah seinem Vater ins Gesicht. »Was ist passiert?« Er spürte sein Herz in der Kehle flattern, aber er achtete darauf, sich seine Furcht nicht anmerken zu lassen. »Ist es Guillaume?«

»Wie hast du das nur erraten, Bruder?«, kam eine vertraute Stimme hinter dem Bettvorhang hervor. Dann teilte sich der grüne Wollstoff, und zwei risige Stiefel kamen zum Vorschein, ehe Guillaume vom hohen Bett ihrer Eltern stieg und mit ausgebreiteten Armen auf ihn zutrat. »Da bin ich.«

Erleichterung und Freude durchzuckten Yvain, doch ein Instinkt warnte ihn, seinen Jubellaut zu dämpfen. Er schloss die Lücke zwischen ihnen mit zwei Schritten und umarmte seinen lang entbehrten Bruder. »Oh, der Herr sei gepriesen! Du bist nach Hause gekommen ...«

Guillaume legte ihm die Hände auf die Schultern. »Sieh dich nur an. Wie du gewachsen bist, Yvain! Du warst ein Knäblein, als ich fortging, und auf einmal bist du ein Kerl geworden.«

Yvain registrierte flüchtig, dass er tatsächlich nur noch einen halben Kopf kleiner war als sein Bruder, aber das war ihm im Moment völlig gleich. »Seit wann bist du zurück? Wie ist es dir ergangen? Wie geht es dem König? Wie war ...«

»Ich fürchte, du wirst deine Neugier noch ein Weilchen zügeln müssen, Yvain«, unterbrach sein Vater. »Schenk uns ein. Und setzt euch hin, alle beide.«

Sie nahmen nebeneinander auf den beiden Schemeln ihren Eltern gegenüber Platz. Yvain füllte vier der Zinnbecher, die auf dem Tisch bereitstanden, aber er verschüttete ein paar Tropfen, weil er die Augen nicht von seinem Bruder nehmen konnte.

Guillaume war ein großgewachsener Mann von beinahe sechs Fuß. Das gewellte, kinnlange Haar und der kurze Bart waren weizenblond, die bestürzend blauen Augen hatten ihr übermütiges Funkeln nicht verloren. Aber er wirkte hagerer, als Yvain ihn in Erinnerung hatte. Das Gesicht war gebräunt, und wenngleich Guillaume erst fünfundzwanzig war, hatte das gleißende Sonnenlicht im Heiligen Land sichtbare Krähenfüße in seine Augenwinkel gegraben. Das änderte indessen nichts daran, dass Guillaume ein auffallend gutaussehender Mann war. Der etwas zu breite Mund war von Natur aus zu einem Lächeln geformt und hatte schon so manche Frau schwach gemacht. Yvain vermutete, dass einige Väter und Ehemänner in Waringham erleichtert gewesen waren, als der junge Lord mit dem König ins Heilige Land zog.

Doch nun war er zurück.

»Guillaume ist letzte Nacht in aller Heimlichkeit nach Hause gekommen«, berichtete Jocelyn of Waringham seinem jüngeren Sohn, die sonst so volltönende Stimme gesenkt. »Über die Mauer, sodass nicht einmal die Nachtwache am Tor ihn gesehen hat.« Wie eh und je konnte er den Stolz auf die Tollkühnheit seines Ältesten nicht ganz verhehlen.

»Höchste Zeit, dass wir die Mauer erhöhen«, warf der ein.

Ihr Vater ließ sich nicht ablenken. »Er hat schlechte Neuigkeiten mitgebracht, Yvain: Der König ist auf der Heimreise einem seiner schlimmsten Feinde in die Hände gefallen, dem Herzog von Österreich.«

Yvain spürte einen heißen Stich in der Magengegend. Er stellte den unberührten, dampfenden Becher zurück und wandte sich an seinen Bruder. »Oh, Jesus. Wie konnte das passieren?«

»Alles ging schief«, antwortete Guillaume und zuckte die breiten Schultern. »Wir waren schon fast in Marseille, als ein entgegenkommendes Schiff uns warnte, Raymond de Toulouse liege auf der Lauer, um den König gefangenzunehmen und an Philippe von Frankreich auszuliefern. Also drehten wir nach Süden ab und versuchten, durch die Straße von Gibraltar zu segeln, aber der Wind blies uns die ganze Zeit ins Gesicht. Vermutlich eine göttliche Fügung, meinte Vater Jerome, denn es wäre gefährlich gewesen, an Philippes Küste entlangzusegeln und ...«

»Augenblick«, unterbrach Yvain verständnislos. »Sind nicht König Richard und Philippe von Frankreich als die dicksten Freunde zusammen auf den Kreuzzug gegangen?«

Guillaume trank einen Schluck. Es war, als versuche er, Zeit zu gewinnen, um seine Worte mit Bedacht zu wählen – was ihm nicht ähnlich sah. »Die Freundschaft hielt bis Sizilien«, sagte er schließlich. »Dort verlobte Richard sich mit Berengaria von Navarra, statt sich für Philippes Schwester Alix aufzusparen, wie eigentlich versprochen. Als Philippe ihn an das Versprechen erinnerte, sagte Richard, Alix sei die Geliebte seines Vaters gewesen – was ja auch stimmt. Dafür gebe es Zeugen, sagte er, und wenn Philippe ihn nicht aus dem Versprechen entlasse, werde er den Skandal öffentlich machen.«

»Er hat ihn erpresst und ohne Not gedemütigt«, warf ihr Vater stirnrunzelnd ein. »Wie er es ja so gerne tut.«

Guillaume strich sich ein wenig ratlos mit dem Handrücken über den Bart. »Vielleicht. Jedenfalls ... war es von da an vorbei mit der innigen Freundschaft. Philippes Zorn ist unversöhnlich. Deshalb blieb uns der direkte Seeweg nach England versperrt. Also beschloss Richard, um Italien herumzusegeln und auf dem Landweg heimzukehren. Aber vor Aquileja sofften wir ab. Die meisten schafften es an Land, doch weil wir in feindlichem Gebiet gestrandet waren, beschloss Richard, als Pilger verkleidet mit nur zwei Gefährten weiterzureisen. Das waren Maurice de Clare und ich. In der Nähe von Wien erwischte uns Leopold von Österreich, legte den König in Ketten und ließ Maurice und mich laufen. Das war kurz vor Weihnachten. Wohin sie ihn gebracht haben, weiß ich nicht. Ich habe auch keine Ahnung, was Leopold mit ihm tun wird, aber auf Seidenkissen betten wird er ihn nicht, denn seit der Belagerung von Akkon hegt der Herzog einen bitteren Groll gegen ihn.«

»König Richard hat ein bemerkenswertes Talent, sich Feinde zu schaffen«, warf ihre Mutter ein.

»Wie jeder König, der sich nicht auf der Nase herumtanzen lässt, oder?«, konterte Guillaume. »Jedenfalls steckt er jetzt so richtig in der Klemme: Leopold wird ihn an den Meistbietenden verhöckern. Richards Feinde werden Schlange stehen, um ihn in die Finger zu bekommen. Und nach dem, was du mir berichtest, Vater, dürfen wir Prinz John wohl getrost zu Richards Feinden zählen«, schloss er und stieß hörbar die Luft durch die Nase aus.

»Und was jetzt?«, fragte Yvain in die kurze Stille hinein.

»Jetzt muss Guillaume so schnell wie möglich an den Hof, um der Königinmutter zu berichten, was passiert ist«, antwortete Jocelyn. »Und zwar

inkognito. Niemand außer ihr darf ihn sehen oder von der Gefangennahme des Königs erfahren, vor allem Prinz John nicht.«

»Was ist mit diesem Maurice de Clare?«, wollte Yvain wissen. »Wird er dichthalten?«

Guillaume nickte. »Normalerweise würde ich nicht unbedingt mein letztes Hemd auf seine Diskretion verwetten, aber sein Gaul ist kurz vor Gent auf vereister Straße gestürzt, und beide haben sich ein Bein gebrochen. Ich musste ihn in einem Kloster zurücklassen. Er wird wieder, sagen die Mönche, aber es kann ein paar Wochen dauern.«

»Und das Pferd?«

Guillaume schüttelte den Kopf. Dann streckte er die Rechte aus und fuhr Yvain ruppig über den Schopf. »Immer noch der Pferdejunge, was?«

Yvain zog mit einem kleinen Ruck den Kopf weg. Er erinnerte sich plötzlich daran, dass Guillaumes Gönnerhaftigkeit ihm früher manchmal auf die Nerven gegangen war. Das hatte er in den zweieinhalb Jahren, die sein Bruder fortgewesen war, doch tatsächlich vollkommen vergessen. Und es beschämte ihn ein wenig, dass es keine Viertelstunde gedauert hatte, ehe sein Unwillen sich wieder eingestellt hatte, der vermutlich nur aus Neid geboren war. Denn Guillaume war ein Held. Ein Kreuzfahrer von solchem Ruhm, dass der König unter all seinem Gefolge ausgerechnet ihn ausgesucht hatte, um die gefährliche Heimreise mit ihm anzutreten. Yvain hätte nicht gewusst, was er anfangen sollte, wenn sein Begleiter bei Schnee und Eis mitten in der Fremde einen Reitunfall erlitt und sich das Bein brach. Er argwöhnte, dass er sich an den Wegesrand gesetzt hätte und beim Warten auf einen guten Samariter erfroren wäre ...

»Wir haben einen Plan gefasst, bei dem wir deine Hilfe brauchen«, eröffnete Lady Maud ihm.

»Was für ein Plan?«

»Wir haben gute Neuigkeiten für dich, Yvain«, sagte Lord Waringham, aber er sah irgendwie nicht besonders glücklich aus. »Hast du je von der ›Armen Ritterschaft Christi und des salomonischen Tempels zu Jerusalem‹ gehört?«

Yvain starrte seinen Vater ungläubig an. »Ich soll ein *Templer* werden?«

»Schsch, nicht so laut«, warnte Jocelyn. »Es ist der berühmteste Ritterorden der ganzen Christenheit, eine Aufnahme zu erlangen daher ein Privileg, das nur wenigen zuteil wird. Aber Robert de l'Aigle, der Bruder deiner Mutter, gehört dem Orden an und ist bereit, sich für dich zu verwenden. Was sagst du dazu?«